

Werner Hamacher: Studien zu Hölderlin

Frankfurt a. M.: Klostermann, 2020

Werner Hamacher: Keinmaleins. Texte zu Celan

Frankfurt a. M.: Klostermann, 2019

Arne KLAWITTER

Werner Hamacher (1948–2017) zählt zu den wenigen deutschen Literaturwissenschaftlern, die es auf ebenso imponierende wie inspirative Weise verstanden haben, germanistische Philologie mit französischem Poststrukturalismus zu verbinden. Bereits seine Magisterarbeit, die er 1971 an der Freien Universität Berlin Gert Mattenklott mit dem Titel „Version der Bedeutung. Studie zur späten Lyrik Hölderlins“ vorlegte und die jetzt, drei Jahre nach seinem Tod, in der „Roten Reihe“ des Verlags Klostermann erschienen ist, sorgte für Furore und machte die Fachkollegen auf den damals 23jährigen Hamacher aufmerksam. Konkret geht es in diesem Text um die Geschichtskonstruktion und sprachliche Besonderheit in der späten Hymnik Hölderlins, mit detaillierten Textanalysen von „Stimme des Volkes“, „Bedürfnis der Götter“, „Rhein“, „Friedensfeier“, „Patmos“ und „Mnemosyne“, deren ungeheure spekulative Kraft, wie sie schon in Mattenklotts Gutachten bezeugt wurde, gleichzeitig aus Adornos *Noten zur Literatur* und Derridas Dekonstruktion schöpft. Tatsächlich zählt Hamacher zu den ersten wirklichen Rezipienten Derridas im deutschen Sprachraum, der anders als die schulmeisterlichen Hermeneutiker, wie man sie aus Tübingen kennt, die Radikalität des neuen französischen Denkens nicht nur erkannt und anerkannt hat, sondern auch anzuwenden wusste. „Die Interpretation derjenigen Aspekte von Hölderlins später Lyrik,“ heißt es zu Beginn seiner Überlegungen pointiert, „die im Zusammenhang einer Kritik der Mimesis, der Sprache, des ‚Verstandes‘, einer Kritik der Epistemologie stehen, wird dementsprechend implicite selbst eine an den Intentionen der Wissenschaft sein müssen, die dieser Kritik sich zuwendet.“ Das wiederum bedeutet, dass die Interpretation „in ihrem eigenen Verfahren auf die Suspendierung derjenigen Momente, welche die Unterdrückung des Aufruhrs in ihrem Gegenstand betreiben wird, sofern sie Logik ist, auf ihre eigene Dekonstruktion auszugehen“ habe. (S. 14)

Es ist normalerweise nicht zu empfehlen, seine Magister- bzw. Masterarbeit zu veröffentlichen. Bei Hamacher liegt der Fall jedoch völlig anders, denn seine Untersuchung ist keineswegs eine ‚normale‘ akademische Facharbeit, die lediglich die Befähigung zum wissenschaftlichen Arbeiten nachzuweisen bezweckt. Ihre explosive Denkkraft übertrifft noch das Gros der heutzutage eingereichten germanistischen Dissertationen. Das allerdings macht es auch schwer, ihre Thesen der Reihe nach und systematisch darzulegen, denn zugleich sprengt diese Arbeit die Regeln hermeneutischen Interpretierens, wie es in den

1970er Jahren noch üblich war. Stattdessen verfolgt Hamacher, ausgehend vom Gedicht „Stimme des Volks“, den „Absturz“ der Sprache, indem er gewissermaßen die Gedichte über die Sprache sprechen lässt. Hölderlins Hymnen sind für ihn nicht mehr der Ausdruck eines empfindenden Ichs oder innerlichen Subjekts, das seine Autonomie im geschaffenen Werk bestätigt sieht. Dort, wo die Sprache dem „wunderbare[n] Sehnen dem Absturz zu[stürzt]“, werden Autonomie, das Selbst und sein Telos zum Verschwinden gebracht (vgl. S. 17).

Die Ergebnisse solcher Lektüren sind heute, nachdem der Poststrukturalismus mit seinen Spielarten längst Geschichte geworden ist, bekannt genug, als dass sie den Leser in großes Erstaunen versetzen würden. Das Beeindruckende an der Untersuchung ist jedoch die Lektüre selbst, d. h. der Vollzug der Interpretation unmittelbar am Text. Hamacher zeigt, wie um der Affirmation des Sturzes willen, die naturgeschichtliche Bildlichkeit vom Strom, von den Stimmen des Volkes bzw. der Rede des Dichters fallen gelassen wird und wie ihr lebendiges und kontinuierliches Fließen, das seine Erfüllung im Tod suchte, vom Sturz zerbrochen, an einem „anderen Ort“ wiedergefunden werden kann, „wo es zu materialistischer Gestalt erstarrt ist“ (S. 19). An diesem Ort treffen „entschieden bestimmte Konkretion“, wie sie sich beispielsweise in der einzigen Farbe des Gedichts „Stimme des Volkes“, nämlich grün, oder in der Alliteration „stille vor den Sternen“ bekundet, und die „Zerschlagung der Gestalt“ zusammen und bilden eine Figur, „in der die Totalität und Geschlossenheit, darin allein Sinn sich verwirklichen könnte, in der auch die Harmonie des Entgegengesetzten, die von den poetologischen Schriften der Homburger Zeit gefordert werden, preisgegeben sind“ (S. 19).

Eine weitere These bezieht sich unter Rückgriff auf das philosophische Fragment „Urtheil und Seyn“ auf die Präsenz der Götter in Hölderlins Lyrik. In den Göttern, so Hamacher, „dürfte als ein Positivum entworfen sein, was im absoluten Ich als ursprünglich synthetischer Akt zur Aporie führte“. Selbsterfahrung sei schließlich „möglich allein unter der Bedingung der Nichtidentität“ (S. 29). Der Weg der Sprache durch Griechenlands Landschaft führt Hamacher zu einer vierten These: „Wie die Sonne, Allegorie des Göttlichen, von Osten nach Westen einen Bogen schlägt, so wandert in der hölderlin'schen Allegorie der Geschichte der Geist vom Morgen des Göttertages in Griechenland durch die Zwischenzeit seiner Ferne zu seinem Abend in Hesperien.“ (S. 42) Hesperien markiert einen Bruch in der späten Lyrik Hölderlins: „Gefesselt ist das Ich an Griechenland nicht als den Raum einstiger Göttergegenwart, sondern einer solchen, die in plastischer Gestalt aufgefangen und in ihr bewahrt werden konnte. Sie bekundet in gleichsam plastischer Rede [...] den Gang der Götter noch in der Gegenwart,“ (S. 43) womit Hamacher schließlich zur Gestalt Jesus Christus gelangt. Als problematisch am Hesperischen (als seine „Schwäche“) diskutiert er die Schicksallosigkeit, die einer allzu großen Sicherheit entspringe und der unsterblichen Götter entspreche (vgl. S. 54).

Vieles ließe sich noch zur Besprechung dieser an Ideen reichhaltigen Arbeit ergänzen. Wichtig erscheint mir am Ende herauszustellen, dass durch die sprachliche Bewegung die „Metaphern für das, was hält, und das, was gehalten wird; das, was unten, das, was oben; was enthalten ist und was umschließt, aufeinander so bezogen sind, daß das dichotomische Verhältnis, das sie bezeichnen, untergeht“ (S. 62). Wie der Begriff des Subjekts wird auch der des Signifikats durch die Organisation des Satzes, die Syntax und den überbordenden Sinn subvertiert. „Die Autonomie des Signifikats ist der Heteronomie des Signifikanten gewichen, der deshalb nicht dem Gesetz der Selbsterhaltung oder Selbstkonstitution sich unterwirft, weil aus der Position des Signifikanten in die des Signifikats überzugehen ihm nicht möglich ist. Die derart etablierte Heteronomie allein ist fähig, die Tendenz zur selbstvernichtenden Identität aufzuhalten, indem sie allein in der Entstellung und Hemmung der Bedeutung und des Selbst ihre Möglichkeit begründet. Der Tod, der die Bedeutung durch sie trifft, ist ein anderer, als der ins ‚Eine‘ münden würde. Er manifestiert sich darin, daß die Konstitution des Signifikats durch die Wiederholung des Signifikanten am anderen Ort zugleich auch seine Dekonstruktion darstellt, nämlich die Auflösung jedes möglichen Anspruchs auf Gegebenheit, Suisuffizienz oder Selbstproduktion.“ (S. 64)

Der zweite hier besprochene Sammelband umfasst eine Reihe von Texten und Vorträgen Hamachers, die er zwischen 1999 und 2016 verfasst bzw. gehalten hat. Celans Gedichte werden hier als Texte gelesen, die sich gleichzeitig aus der Geschichte und gegen sie erheben. Mittels eigentümlicher Konjunktionen und unscheinbarer, beiläufig anmutender Verschiebungen beabsichtigt der Verfasser, das Verständnis von Celans Gedichten um bislang unbedachte Momente zu erweitern, so z. B., indem er Benjamins Kafka-Essay mit Celans Gedicht „HÄM“ parallelisiert: Die Titelwendung „Aus dem Moorboden“ greife eine Benjamin'sche Formulierung auf, die Hamacher unter Einbeziehung der Überlegungen zu Kafkas Romanen zur Hypothese führt, dass das, was im Gedicht aus dem Moorboden aufsteige, die „vergessene Welt der hetärischen Sumpfgestalten“ sei, „die sich vom Tierischen noch nicht ganz gelöst“ haben und in der Welt der geschichtlichen Gegenwart „nur als animalische Atavismen, als Parasiten und Monstren erscheinen können“ (S. 17). Der Moorboden steht demnach für „den Bereich des Vergessenen“, für eine Art „*Vorwelt*“, die, „so fern sie sein mag, noch das Nächste, das Hier und Jetzt des eigenen Körpers in ihren Bann zieht und verstellt“. Insofern kann er als der „Bereich des undefinierten, des unfertigen und ungeschickten“ (S. 17) interpretiert werden. „Ohnebild“ wiederum verweist in Analogie auf das Französische *le sans-image* erwartungsgemäß auf etwas, was ohne Bild ist, zum anderen aber auf das Bild eines Ohne, „so daß sich in ihm das Bild noch in seiner Negation erhält, Bild sich mit Bildlosem mischt und in einem einzigen Wort jene *wolkige Stelle* ergibt, die Benjamin an der Struktur von Kafkas Parabeln ausgemacht hat“ (S. 20). Als Bild ohne Bild habe es am Bild wie am Bildlosen teil und trage, durch einen „internen

Chiasmus“, der beide durchkreuzt, die Position ebenso wie die Negation in das Intervall zwischen beiden so ein, „daß keins von ihnen seinen semantischen oder syntaktischen Status, keines auch nur eine Funktion als ‚sprachliches Zeichen‘ bewahrt“ (S. 20). Die metrische Analyse des Gedichts führt Hamacher zu der Aussage, dass sich das „Ohnebild“ als „aporetisches Syntagma und als Übersetzung eines Ungesetzten und Unbesetzbaren“ artikuliere, einer Pause bzw. Unterbrechung, einer „Vakanz zwischen den Worten“ (S. 22).

Das „Häm“ deutet Hamacher als „Movens“, gleichgültig, ob es als Zünder oder Ziel (in Verbindung mit dem Flintenlauf) gedacht wird. Allerdings sei es nicht ein Wort, also keine nominale Einheit, sondern ein „vielstelliger“ Komplex von möglichen Wörtern“ (S. 25), z. B. Teil des Blutfarbstoffes Hämoglobin oder, geht man von der entstellten Schreibung des mittelalterlichen ‚heim‘ aus, assoziiert es ein ‚heimwärts‘. Es lässt aber auch an das Hebräische ‚Em‘ denken, das ‚Mutter‘ bedeutet. Die Lektüre des Verses legt wiederum nahe, dass der Zeilenbruch nach „Häm“ nicht nur den Vers, sondern ebenso das „Häm“ abbricht, und dass „Häm“ folglich nur ein Wort vermöge dieses Abbruchs sei. Was sich also im „Häm“ ausspreche, resümiert Hamacher, sei, „daß das Sprechen selber gehemmt und vom Schweigen oder der Stummheit heimgesucht“ werde: „Es ist die gehemmte Rede von der Hoffnung, die in ‚ein Häm / im Flintenlauf Hoffnung‘ spricht.“ (S. 27). Ein Sprechen *im Aufschub*, das sich gleichsam *im Prozess* befindet.

Im weiteren Verlauf seiner Textinterpretation verbindet Hamacher Celans Gedicht mit den Hämmern aus Rilkes *Duineser Elegien* und den *Sonetten an Orpheus* und erkennt zudem in Celans Wendung von den Hämmern, die frei im Glockenstuhl des Schweigens schwingen, jenes „Geläut der Stille“, das Heidegger in seinem ersten Traktat-Aufsatz vernahm. Auf diese Weise lässt er ein intertextuelles Feld entstehen, das ausschließlich die ästhetischen Blüten der deut(sch)sprachigen Dichtung versammelt und damit eine elitäre Kanonisierung vorantreibt, wie sie auch für den amerikanische Dekonstruktivismus charakteristisch ist, und Hamacher wie seinen amerikanischen Kollegen bald den Ruf eines „Nadelstreifenästheten“ einbrachte.

Es wäre aber voreilig und falsch, Hamachers Denken auf diese Formel zu reduzieren. So untersucht er in „Versäumnisse“ (2008) den Briefwechsel zwischen Theodor W. Adorno und Paul Celan, der 16 zwischen 1960 und 1968 verschriftlichte Sendungen umfasst, um eine Kette von Verfehlungen, Vermeidungen und Verweigerungen aufzuspüren, in denen Hamacher schließlich eine Art „Versäumniszwang“ (S. 57) zu entdecken meint. Die Briefdokumente liest er als eine Geschichte versäumter Begegnungen, die in verschiedenen anderen Texten wie der Meridian-Rede Spuren des *Ungehörten* hinterlassen haben, um Adornos energischen wie langwierigen Versuch, sein frühes Verdikt über „Kunst nach Auschwitz“ zu revidieren, in ein neues Licht zu stellen.

In „WASEN. Um Celans Todtnauberg“ (2012) schwenkt Hamacher den Scheinwerfer

seiner Untersuchung in die politisch andere Richtung und fokussiert Celans Weigerung, 1959 zu der Festschrift zum 70. Geburtstag von Martin Heidegger beizutragen, was jedoch nicht dem zu ehrenden Philosophen galt, sondern dem Herausgeber und Verleger Günther Neske, der Celans Namen, ohne den Dichter zuvor gefragt zu haben, auf die Liste der Beiträger gesetzt hatte. Diese Episode bietet den Anlass dafür, die poetische Auseinandersetzung Celans mit Heidegger bzw. seinem Denken zu resümieren, die Gedichtentwürfe zu „Todtnauberg“ miteinander zu vergleichen und versteckte Bezüge zu Heideggers Vorträgen und Aufsätzen herauszuarbeiten sowie die Anspielungen auf die Begegnungen zwischen beiden und ihren Wanderungen in das deutsche Hochmoor.

In „Epoché Gedicht“ (2012) wendet er sich dem schwierigen Verhältnis zwischen Philosophie und Literatur zu; schwierig, weil die Philosophie der Kunst und Literatur mit der Geste der Rückholung einer vor-philosophischen, unmündigen Sprache gegenübertritt. Die Philosophie hegt den Anspruch, Sprache der Sprache und darin die Erscheinung des Erscheinens der Welt zu sein, was letztlich nichts anderes bedeutet, die Kunst auf die Prinzipien der Philosophie zurückzuführen (vgl. S. 144). Diesen Anspruch versucht Hamacher mittels Celans Reimklammern zu dekonstruieren, indem er besonders auf zwei Gedichttitel abhebt („Reimklammer“ und „Klammer auf, Klammer zu“), die im Korpus von Celans Texten als lautlose Grapheme figurieren und „indizieren, er sei insgesamt in die Klammer der Lautlosigkeit gestellt“ (S. 177). Die phänomenologische Reduktion auf das Residuum Subjekt sieht Hamacher in Celans Gedicht ihrerseits begrenzt und zurückgenommen: „aber reduziert [...] auf die Geste des Reduzierens selbst“ (S. 168). Mit anderen Worten: Celans poetische Sprache zeigt das Erscheinen der phänomenologischen Reduktion als ein Zum-Erscheinen-Bringen der Welt. „Celans Text versetzt die Klammer in die Klammer und setzt damit nicht bloß wie Husserl die positionalen Urteilsakte im Bereich der natürlichen *Generalthesis*, er setzt überdies – hyper-thetisch und hyperphänomenologisch – den Thesis-Charakter des transzendentalen Bewusstseins außer Aktion: setzt dessen Ur-Akt des Setzens, damit aber auch die von ihm vollzogene Außergeltung-Setzung in Klammern.“ (S. 168f.)

In Aufsätzen wie diesem läuft Hamacher zur philosophischen Hochform auf. Auch wenn er sich letztendlich nur mit einer kleinen Auswahl von Celans Gedichten auseinandersetzt, rückt Hamacher mit *Keinmaleins*, was die Dichte, Brillanz und Schärfe seines Denkens betrifft, zu Maurice Blanchot und *Le dernier à parler* (dt., *Der als letzter spricht*, 1993) auf. Zwar umfasst *Keinmaleins* nicht alle Publikationen Hamachers über Celan („Kein Schweigeasyl – Bestechlichkeit ist keine Hoffnung“ ist bereits in dem bei S. Fischer erschienenen Band *Sprachgerechtigkeit* veröffentlicht worden), doch ist es mit Sicherheit eins der lesenswertesten Bücher über Celan überhaupt. Für Hamacher ist Celans Dichtung keine hermetische Rätsellyrik, der man mittels wortgewandter Hermeneutik beikommen

könne. Auf eindrucksvolle Weise ist es ihm vielmehr gelungen, Celans Dichtung als ein *dichtendes Denken* herauszustellen.